

Das Geheimnis des Schränkchens.

Roman von
Barton C. Stevens.

(10. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Rogers lieierte sie ihm mit sichbarem Überdruß aus. Er stützte ein Mund, als wolle er eine Frage stellen, dann aber schloß er ihn wieder und erhob sich mit Paris' Hilfe langsam. „Gute Nacht, meine Herren,“ sagte er schwach und schleppte sich hinaus, auf Paris' Schultern gestützt. „Nun,“ sagte ich zu Götze, „was sagst du nun dazu?“ „Er liegt natürlich. Wir mühen jetzt herauszubringen, warum er sagt, und ihn in die Enge treiben. Aber es ist schon spät — ich muß auf die Redaktion. Noch eins, Weiter, — paß auf, daß Rogers uns nicht durchbrennt!“

„Ich werde dafür sorgen, daß er beobachtet wird,“ versprach ich. „Aber ich denke mir, daß er sich fürchtet, durchzubrennen. Zudem ist es ja möglich, daß er noch die Wahrheit spricht. Ich glaube nicht, daß irgend ein weibliches Wesen mit dem Tode der beiden etwas zu schaffen hat.“

„Während Götze hinwegzitt, wandte er sich noch einmal nach mir um.“

„Wer hat denn dann den Witz bezogen?“ fragte er. „Niemand.“

„Du glaubst, daß beide unter so ungewöhnlichen Umständen Selbstmord begangen haben?“

„Nein — es war kein Selbstmord — sie sind getötet worden — aber nicht durch ein menschliches Wesen — wenigstens nicht direkt.“ — Ich sah ein, daß ich richtungslos im Dunkeln tappte und schloß daher. „Ich kann es dir jetzt nicht sagen, Götze,“ erklärte ich schließlich. „Ich habe noch keine Zeit gehabt, mit einer Meinung zu bilden. Du hast ja nur den einen Tag genug!“

„Allerdings,“ sagte er lächelnd, „ich habe genug für einen Tag. Und nun los wohl! Willst du wieder ich um Mitternacht auf dem Seemann bei dir auf einen Sprung vorbeikommen.“

„Ich verstehe, Götze,“ sagte ich überflüssig bisweilen meine Kräfte. Ich schmeichelte mich bereits nach meinem Bette, und es war noch so viel zu tun. Er aber, nach diesem anstrengenden Tage und trotz der Verpflichung, noch einen langen Bericht zu verfassen, war augencheinlich fröhlich und voller Unternehmungslust.

„Einerstanden,“ sagte ich, „wenn du Lust fühlst, so komm herauf! Ist es dunkel an meinem Fenster, so schlafe ich bereits, und wenn du heraufkommst, so schlafe ich den Schlaf ein!“

„Ebenfalls einerstanden,“ erwiderte er lachend, als ich ihn hinausließ. „Wieder das Haus betrat, kam Paris auf mich zu.“

„Ich habe Rogers zu Bett gebracht,“ sagte er. „Er wird morgen früh wieder ganz bei Kräften sein. Aber er ist ein seltsamer Kerl!“

„Zeit wann können Sie ihn, Paris?“

„Er ist seit etwa fünf Jahren bei Herrn Vantine. Ich weiß nicht viel von ihm. Er ist ein idiosyncratischer Mensch, bleibt die meiste Zeit allein und stinkt vor sich hin. Aber er hat seine Arbeit immer ordentlich erledigt, bis auf eine Zeit, wo er wie heute nacht einen Anfall hatte.“

„Paris,“ sagte ich plötzlich, „ich will Ihnen eine Frage stellen. Sie mögen, daß Herr Vantine mit mir befreundet war und daß ich große Stücke auf ihn hielt. Nun war in Rogers' Aussage und auch sonst die Rede von einem Weibe. Ist das seltsame Weib irgend eine Grunlage vorhanden?“

„Nein, Herr Vantine,“ antwortete Paris bestimmt. „Ich bin seit acht Jahren bei Herrn Vantine im Dienste. Während dieser ganzen Zeit hat er nie in irgend einer Weise mit einem weiblichen Wesen zu tun gehabt. Ich habe mit immer gehabt, das war eine Dame geliebt hat, die gestorben ist — ich weiß nicht, warum ich das glaube; aber auf jeden Fall hat er, seitdem ich ihn kenne, nie ein weibliches Wesen angehaucht — ich meine, in der Weiße.“

„Ich danke Ihnen, Paris,“ sagte ich leichtert aufstehend. „Ich habe heute so viel erlebt, daß ich das nicht hätte ertragen können, und nun“

„Entschuldigen Sie,“ sagte eine Stimme neben mir, „es ist alles in Ordnung.“

„Als ich mich umwandte, erblickte ich einen kleinen, glatt-rasierten Mann neben mir, der sich sanft die Hände rieb und mich freundlich an sah.“

„Der Leidensorgan,“ erklärte Paris, der meinen erstaunten Blick bemerkte. „Er kam, während Sie und Herr Götze im Aufzimmers waren. Dr. Hughes hat ihn hergeführt.“

„Joseph,“ sagte der kleine Mann hinzu. „Die Leiche ist für den Transport vorbereitet. Sie sieht sehr friedlich aus, trotzdem es eine so traurige Sache war. Er ist versorgt worden?“

„Joseph,“ antwortete ich, „er ist durch Gott in Ordnung.“

„Es muß schon sehr starkes Gift sein, ich bin nicht zu früh angefallen. Wo soll der Leichnam hin, es geht in werden?“

„Lassen Sie ihn doch, wo er ist!“ erklärte ich ungeduldig. „Wie Sie wissen,“ erwiderte der Mann und verließ zu meiner großen Überraschung das Zimmer.“

„Und nun, Paris,“ bemerkte ich, „geh zu etwas mit Ihnen besprechen. Wir wollen uns umgehen lassen.“

Sie Herrn Vantine treu ergeben waren — ich kann Ihnen auch gleich sagen, daß er in seinem Testament bedacht hat — und ich bin überzeugt, daß Sie alles tun, was in Ihrer Macht steht, um uns behilflich zu sein, das Geheimnis aufzuklären.“

„Gewiß, Herr Vantine,“ sagte Paris mit Würde. „Ich habe den Herrn sehr gern gehabt. Niemand wird ihn mehr vermissen, als ich.“

„Ich erlaube, daß die Tragödie für Paris weit mehr bedeutet, als selbst für mich. Er hatte nicht nur einen Freund verloren, sondern auch sein Auskommen. Meine Sympathie für den Mann wurde noch heftiger.“

„Ich weiß, wie Sie empfinden,“ sagte ich, „und ich rechne auf Ihre Hilfe. Ich habe eine Art von Ahnung von der Ursache seines Todes. Nur eine ganz unbestimmte Idee,“ sagte ich rasch hinzu, als sich seine Augen vor Reue erweirerten, „dies zu unbestimmt, als daß man sie in Worte fassen könnte. Aber soviel kann ich sagen: das Geheimnis, welcher Art es auch sein mag, liegt im Empfangszimmer, wo die Leiden gefunden wurden oder in dem Zimmer nebenan, wo die Möbel stehen. Ich werde jetzt die Zimmer abhören, und ich wünsche, daß Sie dafür sorgen, daß niemand sie ohne Ihr Wissen betritt.“

„Es wird wohl niemand den Wunsch äußern, Sie zu betreten,“ meinte Paris mit einem finstern Lächeln. „Ich bin nicht so überzeugt davon, daß jemand Lust hat, sie zu betreten,“ bemerkte ich in sehr ernster Tone. „Ich bin sogar der Ansicht, daß jemand die Zimmer sehr gerne betreten möchte. Ich weiß nicht, wer es ist, und ich weiß auch nicht, was dieser jemand darin sucht. Aber Sie sollen alles daran setzen, ihn nicht hineinzulassen und ihn festzunehmen, sobald er es versucht, einzubringen.“

„Darauf können Sie sich verlassen, Herr Vantine,“ sagte Paris prompt. „Was soll ich zu dem Zweck tun?“

„Sie sollen ein Feldbett auf die Stelle vor die Türe zum Empfangszimmer legen und dort die Nacht verbringen. Morgen werde ich Ihnen dann sagen, welche Vorrichtungsregeln wir weiter zu treffen haben.“

„Sehr wohl, Herr Vantine,“ sagte Paris. „Ich werde das Bett gleich herbringen.“

„Und dann noch eins,“ fuhr ich fort. „Ich habe mich dem Coroner verpflichtet, daß niemand von der Dienerschaft vor der Verhandlung das Haus verlassen wird. Ich kann mich doch auf die Leute verlassen.“

„Gewiß, Herr Vantine,“ sagte Paris. „Ich werde dafür sorgen, daß sie verstehen, wie wichtig das ist!“

„Besonders auf Rogers müssen wir ein Auge haben,“ fügte ich bei und sah den Mann bedeutend an.

„Ich verstehe,“ erwiderte Paris ruhig. „Gut. Und jetzt wollen wir hinautgehen und die Zimmer abhören.“

Die Zimmer waren noch hell erleuchtet. Wir beide suchten jedoch an der Schwelle des Vorzimmers. Denn mitten darin stand eine Bahre und darauf lag ein bedeckter Gegenstand, dessen Umrisse deutlich genug sich unter dem Tuch abzeichneten. Aber ich nahm mich zusammen und trat ein. Paris folgte mir und machte die Türe zu.

Das Empfangszimmer hatte zwei Fenster, und das Zimmer daneben, ein Schlafzimmer, deren drei. Sie waren alle geschlossen, aber eine Fensterkante sah ich mir als ich lächelnd die zerbrochene Widerstand gegen einen ost glühenden Besucher.

„Wir wollen doch die Fensterläden schließen,“ bemerkte ich. Paris folgte meinem Geheiß. Währendem betrat ich das Zimmer nebenan. Ich blieb vor dem Bunde Schränkchen stehen. Eine gewisse Frage lag mir von dem hell beleuchteten Fensterfeld ausstrahlend, das in Verzerrungen in tauendlichen Reflexen erglänzte — ein prachtvolles Wesen, wie das einer Aurländin, die ihrer Schönheit bewußt ist und sich daran ergötzt, die Blicke auf sich zu ziehen — gerade etwa die Art und Weise, in der Madame de Montespan die Spiegelgläser zu verästel, mit rauhen Händen. Aber, als etwas Unheimliches schien davon auszugehen, etwas Unheimliches, Abtöhlendes ...

Paris hatte die Fensterläden festgemacht. Ich prüfte genau, ob sie wirklich in Ordnung seien. Als dies geschehen war, konnte ich mir mit einem Seufzer der Erleichterung sagen, daß von dieser Seite her das Haus unzugänglich sei. Wenn Paris draußen vor der Türe die Nacht verbrachte, so mußten die beiden Zimmer nur durch den Einbruch geschützt sein.“

„Nur die Türe vor dem Einbruch geschützt sein,“ wiederholte ich mich der schweigenden Gestalt auf der Bahre, lästete das Tuch und bildete meinen teuren Freund zum letzten Male ins Anblick. Es hatte nicht mehr den lebendigen, strahlenden Ausdruck, sondern schien ruhig, friedlich, fast schlafend zu schlummern. Ich schaute Augen und zugespitzter Leble bedeckte ich wieder das Gesicht, drehte die Köpfe aus und verließ das Zimmer. Paris trat mich auf der Türe: er hatte schon das Bett geholt und stellte es nun quer vor die Türe.

„So,“ sagte er, „ohne daß ich es weiß, wird niemand in das Zimmer gelangen.“

„Joseph,“ stimmte ich bei. „Dann laßt mich plötzlich ein Gebot durch den Kopf. — „Ist es richtig,“ sagte ich, „daß an allen Fenstern ein Diebstahlamt angebracht ist?“

„Gewiß, Herr Vantine,“ erwiderte er. „Die Verhinderung ist zu beschaffen, daß sie sowohl in Herrn Vantines wie in meinem Schlafzimmer eine Kugel in Bewegung setzt und außerdem die Polizei alarmiert.“

„Ist der Apparat auch in Ordnung?“

„Gewiß, Herr Vantine hat ihn n. g. heute vor dem Abendessen geprüft.“

„Warum hat er aber vorhin nicht funktioniert, als Sie die Fenster aufmachten, um die Läden zu schließen?“ fragte ich. Paris lächelte.

„Weil ich die Stellung ausschaltete,“ erklärte er, „bevor ich die Fenster aufmachte. Der Vorhängelocke befindet sich in einem kleinen eisernen Kästchen hinter der Türe. Ich muß ihn jede Nacht, bevor ich zu Bett gehe, einschalten.“

„Ich verstehe leichtert auf.“

„Und jetzt ist er wieder eingeschaltet?“

„Ich habe einen Revolver.“

„Gut. Machen Sie davon Gebrauch, wenn es nötig sein sollte. Ich gehe jetzt nach Hause — ich bin todmüde.“

„Soll ich ein Auto kommen lassen?“

„Nein, der Spaziergang wird mir gut tun. Ich werde morgen wieder vorbeikommen.“

Paris half mir in meinen Mantel und schloß die Gartentüre auf. Als ich einen Augenblick später zurückkehrte, sah ich, daß er mit auf der Haustreppe nachschaute. Ich verlor seinen Blick, als ich in das Haus zurückkehrte. Mir schloß sich entronk ein tiefer Seufzer der Erleichterung darüber, daß ich es hinter mich ließ.

Fortsetzung folgt.

Die Kalenderkiesel.

Von
Ddo (W. en).

(Nachdruck verboten.)

Wir verstehen ganz gewiß von Zeit und Weisen wenig oder nichts, und das Ueberausgehende ist, daß wir über diese Tätigkeiten mit ganz erstaunlicher Unbefangenheit und Gleichgültigkeit einfach hingehen. Bestenfalls finden wir uns mit Meinungen ab, die uns gerade am bequemsten die tausendfachen Mängel des Lebens ohne die tiefste Bedenken planlos zu machen scheinen. Die Meinungen läßt von Zeit zu Zeit verwechseln, denn auch das sogenannte Wissen der Menschen macht keine modischen Sprünge, und die Schuld der aufdringlich oder häßlich Homo sapiens benutzten Gestaltung sind ja die besten Monogramme, die trübsal und aufschreiend zurückdrängen, was gegen sie auch an Mistfängen herausströmen mag. —

Der Herr Medizinalrat Dr. Vantine sagte einigemal verärgert, als er das Mädel unterrichtete: „Ja, da kann man nicht machen, das Kind ist ganz gesund, die Gedächtnis wird schon amal aufhören, lassens es in Ruhe. Kein schwaches Zeug, viel Kompost und jung sein. So. Schämter Diener.“

Die Sache war nämlich so. Die Kiesel, die munter wie ein Pfleger im frischen Wasser war und immer übermäßig und sabel, zeigte eine ganz beachtliche rechnerische Begabung. Sie wußte, ohne auch nur an zwanzig Sekunden lang nachdenken zu müssen, sofort die Antwoorten, notabene die richtigen Antworten auf die verblüffendsten Fragen. Und selbst damit war das Phänomen nicht reiflos aufzuführen, denn die Kleine war eben durch keine Frage zu verblüffen.

„Ja,“ sagte: „Aber, das ist mal, was gibt das: eins und einhalb und einvierter und einsechster und etw. f. d. g. —“

„Schwamm,“ sie sagte, als wenn das ganz selbstverständlich wäre, und dazu machte sie große Bewegungen: „Ja, das ist doch am Ende wußt!“ Teufel, Teufel, das gibt wirklich zuviel über das ist eine unendliche Reihe, die nicht jeden freut, und deren Geheimnisse nicht jeder durchschaut wie so ohne weiteres dieses heilige Stoppeln von kaum fünf Jahren.

„Ich schmeichle mich beinahe und nahm mir vor, meinen Stolz als Mathematiker wesentlich einzufranken.“

„Aber, das war noch nicht alles. Aber konnte noch was Aufserordentliches, doch da rechte zur Kritik diese Mathematik mehr aus. Um die weitere Kunst zu überprüfen, bedurfte es eines — ewigen Kalenders. Kamisch: Man fragte etwa: „Du, auf was für einen Tag fällt der neunzehnte April des Jahres neunzehnhundertsechzehn?“ Und bevor man sich noch aus den Tabellen mit den Fingern herauszufinden konnte, rief sie plötzlich: „Montag!“

„Allerdings, es wird wahrscheinlich ein Montag sein,“ es stimmt. Und der vierte Juni 1922? „Mittwoch.“ „Und richtig, das heißt, also einmal ein Schaltjahr: 26. Juni 1912.“ „Ja, wieder Montag!“

„Dann, er ganz recht, es ist wieder ein Montag!“

„Ja, Kiesel, wie machst du das, Kind?“ — Dr. schaute einen das Köcherchen verzeichnen an und sagte knaustig: „Ja, ich weiß das hat.“

„Sie weiß das hat. Gut. — Wenn ich sonas halt gewußt hätte, wäre ich beim Varnum aufgetreten, dachte ich. — „Und wenn du redest, wie findest du die Lösungen?“

„Aber, ich rechne ja gar nicht.“

„Aber du denkst über die Aufgaben nicht nach, die man dir stellt?“

„Aber Dadel Ddo, ich weiß das doch alles,“ sagt der Frau bodig.

„Ja, wenn die Kiesel das hat, wie, so ist das ja wunderbar, und sie wird, höchst bemerkenswert, ohne jede Anstrengung in der Mathematik immer einen Finger haben.“

Am Ende wird sie Unbedeutend, vorläufig muß sie sich im letzten Wille ihren Puppen widmen, was sie denn auch mit Anbrunst tat. So erwoig ich, wenn ich mich mit der Kalenderkiesel befaßte, bei der man einmal das rätselhafte können durch Zufall entdeckt hatte. Ich hatte ihr, während sie auf der Erde lauernd, das Puppenzimmer in Ordnung brachte, das Kübchen binnen fünf Minuten verständig gemacht, mit dem aufreudenden Erfolge, daß sie sofort auch mehrere dritte Würfel zu gleichen vermochte. Das ist doch nur ungeliebt, sagte ich schließlich, und es ging auch schon wie am Schnitzern. Darunter hinein benutzte ich die mich entzückend, daß mein kinderlicher Gedächtnis auf einen Freitag laßt wird — was mir unangenehm ist, denn das könnte etwas Leeres bedeuten. — Eine Erklärung des Phänomens zu finden gelang mir nicht, und ich wandte ganz verzweifelnd die lödenden Forschungen der Schöpfungslehre an: Aber verhängnisvollen Mengen von Realitäts, aber sie blieb dabei: „Ich weiß das hat alles.“ Meine Mühe, gefahrlos es mir nicht, die Verläufe ins Uferlos auszusuchen. Sie weiß es hat, damit mühe ich mir's genügen lassen, und ich ahne die zum heutigen Tage nicht über mir und wo und was.

Nun kann es sich für Papa und Mama nicht so sehr um das Wägen, die Sorge, das Kind könnte irgendeine verhängnisvollen Spalten nehmen, könnte etw. unglücklichen Geschehnis entgegenstehen, bezeichne die Eltern immer mehr. Tante Emerenzia sagte lächelnd: „Die Natur macht keine Geschenke, was sie fest zum gibt, das entzöht für später dem

Kinbe vor." — Wenn Mama das hörte, weinte sie. Papa war mehr fürs Schlimmere. — Onkel Sabatut aber sprach: Gott wird wissen, was er Gerechtigkeit vorseht. Er sei den Mädchen gnädig. — Mama weinte, Papa schimpfte. Die kleinen Freunde riefen: Kalenderlein, Kalenderlein, das Jahrentel, das Jahrentel! Sobann heute die Bibel auch noch.

Was der Hausarzt, der die Familie besiet, wiederholt schreie, das wurde einmüde bereits müde. Selbstredend wurde hinter seinen Rücken ein Spitzhaken geholt, der zunge mächtig seine Glanz, bemerkte sehr nachdrücklich, es sei ein fetter Fall, der eingehende Beobachtung fordere, und er werde die Sache prüfen, ohne Namensnennung, versteht sich. Er beobachtete auch lange, aber es machte ihm nicht geringe Schwierigkeiten, denn im ewigen Kalender konnte er sich absolut nicht aus, und mit der Maßigkeit haperte es gar bei ihm, so daß er immer einen Kontrolleur brauchte. Die Köchin sagte: Die Bibel sei einfach beher. Sie hatte auch versucht, ohne Wissen der anderen eigenmächtig eine Behandlung mit Heilpflanzen einzuleiten. Sie brachte die Bettwäsche des Kindes damit ein, doch erwieb sich diese Methode als erfolglos, wenn man von den Fäden im Laken und in den Wollstern absteht. Als der Religionslehrer von der wunderbaren Begabung hörte, nahm er die kleine mit bedenklichem Kopfschütteln vor und prüfte sie; sie war aber annehmbar tauglich.

Tante Emerenzia kam vergeblich nach den blauen Rosen auf Miss Wangen suchen. Die blühten pflanzen und herab, ja! Onkel Sabatut telegraphierte jeden zweiten Tag und sagte dabei: Wenn die kleine Elisabeth nur ausgehen werden kann, das heißt Gott, dann muß sie bald heiraten. Aller Segen mit euch, Amen! Schluß!

Kalenderlein wurde frühlich auf Wurde bekandt und belacht. Viele lachen sie schon, viele neugierig an. Was tat es, das Kind befiel seine Urprünglichkeit, tollte herum und gebiet in aller Mutterkeit, und dazwischen hinein übte sie unbenutzt ihre unerklärlichen Wunder, die zulaufe endlich so itätlich wurden, daß man gar nicht mehr hinderte, wenn ich wieder einmal meine Studien anstellte, die mich übrigens weit mehr antregten als das Alter.

Ich war schon beherzig gewesen, wie es sich die befremdliche Begabung der Seele gegenüber verhalten werde. Da trat einmal sehr Bemerkenswertes ein: Aufier plötzlich einmal nicht, auf welchen Tag der neunte August 1841 fallen werde. Sie sagte einfach in aller Harmlosigkeit: Du, das weiß ich nicht.

„Aber du hast doch solche Fragen bisher immer beantwortet?“

„Ja, Onkel Doo, früher schon,“ sagte sie, „jetzt geht's aber halt nicht mehr.“

Ich fragte argwöhnisch nach der Kubikwurzel aus 27×131 . Und, wolla, Onkel hatte keine Ahnung. Ja, ihr sei nicht einmal die Quadratwurzel aus 144 ein. Das war denn doch klar. Der Frau gelang diese Ignoranz mit stimmlicher Seelenruhe ein.

„Ich was, ich bin froh, daß ich eine Ruh' hab,“ stellte sie nur noch schüchtern fest.

Ich war paff. — Medizinalrat Dr. Bumtitz, der Hausarzt, der zufällig kam, war sehr befriedigt, das sei schon recht so, das Kind sei ganz gesund, er habe es ja immer gesagt, die Geisteskräfte habe zu rechter Zeit aufgehört. Schamper Diener. — Tante Emerenzia, (sie sagte: Gott übt mit dem Kinde) und Onkel Sabatut, (er sprach: Elisabeth ist gerettet, danket dem Herren!) waren endlich ruhig. — Die Köchin schwur, es sei doch das Weibchen gewesen. — Und Papa und Mama freuten sich, weil Onkel eine Begabung verloren hätte! Merkwürdig, sehr merkwürdig!

Nur mit dem Spezialisten war das so eine Sache. Er war verstimmt, denn er hatte eine eben begonnene epodale Arbeit unter der Feder: Das mathematische Phänomen, ein Beitrag zum Unbegreiflichen und ein Versuch, es begrifflich zu machen. Wärschilde und Auswüchse, neue Auffassungen des Unbewußten vom Standpunkt eines praktischen Neurochirurgen. Der Aufsatz hätte aber noch länger werden sollen. Damit hätte er Dogen werden können. Wenn man bedenkt, daß er dann beträchtlich höhere Honorare hätte verlangen dürfen. — Rein Wunder, daß das Vernehmen des Bunders den Mann tief verlegte, nicht wahr?

Und jetzt ist die Erklärung von der Kalenderkraft fabelhaft zu Ende. In der Elementarlehre ging ich so, also, im Uebem, das doch verflucht werden mußte, war's nicht besser. Die Jahre wuchsen, die Jahre fliegen, aus dem Kinde wurde eine höhere Tochter, denn ein Fräulein, eine junge Dame, schließlich sogar eine Braut. Eine sehr hübsche Braut. Seit einiger Zeit ist Onkel glückliche Gattin und Mutter. Nur eines trübt die Harmonie: Sie kann nicht rechnen, flagt ihr Mann.

Als ich das letzte Mal beim Kaffe oder war, fragte ich: Onkel, sag, wie war das doch zum Zeitpunkt nicht mit dem Kalender, und wieviel ist neuwunderlicher Quadrat? War's damals doch auch Ende ein färmlicher Geist?

Sagte der Mann, bevor die junge Mama dazwischen konnte, daß sie keine Ahnung habe: „Ja, bitte Sie, Onkel Doo, was Sie auch für Ideen haben, ein Geist in dem Köpfer! Wehren läuft meine Frau Gemahlin fünf Kilo Zwölfsten am Markt, das Kilo zu elf Kronen fünfzig. Und was glauben Sie, was hat der Strodt meinem Kalenderlein abgeknüpft? Zwölfstündig Kronen fünfzig Heller.“

„Was ein, Alter,“ rief Frau Onkel nichts weniger als befähigt, zum Rechnen versteht ich am Ende auch nichts, sieh du nur bei deiner verfluchten Kladder!“

„Erlaube mir,“ sagte der Herr und Gehörte entrückt.

„Was, was haben Sie denn in der Schreibmaschine,“ fragte ich.

„Ach,“ erklärte jetzt Frau Onkel stolz und wichtig, „er arbeitet an einer Post-Karteion über das Sinnenleben im Menschen, mit besonderer Berücksichtigung der unbewußten Sinne.“

„Wah,“ machte ich interessiert, „der unbewußten Sinne, — da spielt das Kalenderlein ja keine Rolle —“

„O nein,“ entwarf der Gatte, „eine neue Theorie.“

„Schön,“ sagte ich und empfahl mich, „da schauen Sie nur, daß die Theorie recht modern wird.“

Legenden um ein Lied.

von Manuel Schärer.

(Nachdruck verboten.)

Am 16. März d. J. sind 300 Jahre verlossen seit der Geburt eines deutschen Dichters, dessen Name längst verhallen wäre, hätte ihm nicht ein einziges Lied Unsterblichheit verliehen. Georg Neumark heißt die'r Dichter, und das Lied beginnt mit den Worten: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ . . .

Seit länger als zwei Jahrhunderten ist es in den meisten evangelischen Gesangsbüchern zu finden und wird heute noch

als Tröstung und Gemütsberuhigung von anhänglichen Gemeinden gesungen. Es gibt auch Leute, die dieses Lied froh singend erwarren im Seibe mit gleich schlichter, sonnenheller Jungheit ausdrückt, und sicher leins, das mit so selbstverständlicher Zuversicht, klar und einbringlich die Eigengedachte, zu jedermanns Verstande spräche, wie dies:

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbarlich erhalten
In aller Not und Traurigkeit . . .

Und weiter um nicht alles auszusprechen, was jedem bekannt ist sollte:

Man halte nur ein wenig stille
Und sei doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers Gottes Gnadenwille,
Woh sein Wohlmeintest es hat . . .

Dann mit tröstlichem Zurpruch, als lege sie eine Freundeshand auf die Schulter des Sorgenvollen und Gebengten:
Tut nicht in deiner Drangsalzeit,
Daß du von Gott verlaßen siehst,
Und daß Gott, der im Schöße liebt,
Der sich mit seinem Gode preist . . .

Und zuletzt mit einem höchsten Rädeln der Gewisheit, fast (mühte ich sagen) in guter Naune, die allem Geistes ein Ende machen muß:

Es sind ja Gott sehr leichte Sachen,
Und ist ihm das Schäßliche alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich;
Woh ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöh't, bald fürzen kann . . .

Nach der gemeinen Bedeutung der Worte gelesen, ist es ein Lied für die Armen. . . der Reiche erhält ohne eine Belohnung als einen Pflichtenstrahl . . . und seinem Weiben noch so daß es mit ein Finger selbst können haben kann, dem feinesichtig am Herzen lag, oder eigenes Leid suchte. Und dem doch wieder ein Wohlgefallen gekommen war in seine Rote und Kammernieße.

Georg Neumark beand sich bis zu dem Tage, da er sein Lied aufgeschrieben, in einer höchst äbeln Lage. So viel steht fest und ist wahr an den Legenden, die sich um das unsterbliche Gedicht gerant haben und deren erste erzählt ist in einer 1774 erschienenen Schrift von Herwegen-Varnanten und von da in manchen Erbauungsbüchern lam:

„Von seinen (Neumarks) Umständen hat man das Wunder eines noch lebenden rührenden Gottesgelehrten denkwürdige Nachrichten: Neumark lebte in Hamburg als dienlos in großer Armut, so gar, daß er seine Biola di Gamba, welche er vortüglich spielen konnte, verkaufen mußte. Endlich wurde er retommandiert an den schwedischen Residenten v. O.entrang. Der gab ihm zur Probe etwas an die Reichs-Käte in Schweden aufzuteilen, und da es wohl geriet, nahm er ihn an zum Secretario, mit 100 Taler schwer Geld zur Gage. Als Neumark seine Biola di Gamba wieder eingekauft, machte er das Lied. Wer nur den lieben Gott läßt walten; und da er's componiert, spielte er's das erste Mal darauf mit Vergeltung vieler Thranen.“

Gewiß ein artiges und rührendes Geschichtchen. Nur daß sich doch ein wenig anders zugehen hätte, was Herwegen, wäze er der Sache nachgegangen, auch hätte gedruckt sein können. Und zwar in der Dichters Neumark in seinem Todesjahr 1631 bei Andreas Müller zu Weimar erschienenen letzten Schritt: „Tränendes Haus-Archiv, oder geteilten Gesäzen nach Altag, Lob- und Dank-Pier, welches abgeleitet Georg Neumark, fürstl. Gächst, geamter geheimer Secretarius, der sprol ende (so genannt als Mitglied der Frühbrüdernden Gesellschaft). Dort ist, wie von anderen Lebensumständen des am 16. März 1621 zu Langenlana geborenen Tuchmachers, auch von der Entfaltung des so berühmten gemordeten Liedes erzählt und sei hier (nach Gedelle) wiedergeben:

1622 war die Familie Neumark aus Langenlana nach Wittenberg in Thüringen abgezogen und hatte dort schwer durch den Krieg zu leiden. Doch konnte Georg nach Gotha auf das Gymnasium geschickt werden und sollte im Herbst 1640 eine Univerität beziehen. Kaufleute nahmen ihn nach Leipzig mit, mit Kaufleuten reiste er über Magdeburg, um nach Halle zu gelangen, wurde aber mit ihnen in der Gardieger Fäbe zu Nürnberg überfallen und völlig ausgeraubt, so daß er nur sein Gebet und sein Stammbuch übrigblieb. Nun suchte er irgend ein Unterkommen, erbat hier und dort Empfehlungen und ein Baticum und lönderte sich auf solche Weise, manchmal verweilend, durch von Magdeburg nach Wittenburg, wo hier nach Wittenberg an den Ort, wo er nach Hamburg, wo mancher glückliche Mann sich ohne Erfolg für den begabten jungen Wittenberger verwendete, der sich für eine artig gedichtete Schäferli, vom Hirten Plamon und der Schäferinje Welliflora, damals einen Beleger fand, der ihm — man höre! — jagar, für seine Wäde eilliche Taler zahlte, ihm auch sonst viel Gutes that. Endlich gelang es ihm, mit einigen Viehern nach Kiel zu kommen, wo ihm der Oberpaterer Bedier von der Stadtphysikus Paul Wäthe Freistelle gab. Da sie hörten, daß dem dortigen Amtmann Stephan Hennigs der Hauslehrer durchgebrant war, verfallten sie dem jungen Neumark die Stelle. Das war, wie er selber schreibt, „ein gleichsam vom Himmel gesallenes Glück“ und eine dankbare Freude wußt ihm auf, so hart, daß er, „nach des ersten Tages“ das Lied aufsetzte . . .

So ist aus einem nicht allzu großen Leid ein herrliches Trostlied für größere und die größten Schmerzen, und — ein neuschöpferischer, höchstens zwanzigjähriger Jüngling fand die Worte, die nun schon jahrhundertlang Alte und Junge, Männer wie Frauen, froh und zuer.lichlich machen in lächen Tagen. Worte zudem, wie Georg Neumark sie nie wieder getroffen hat in all seinen vielen Schriften. Weist man deren geistreiche Titel, die ja den Welt ihrer Zeit haben, so schüttelt man den Kopf, wie es nun möglich ist, daß derselbe Mann sie niederschrieb, der das in seiner unglücklichen Sprache nie verallende Lied niederschrieb konnte, das gedruckt erst lange darnach herauskam: 1657 nämlich im dritten Teil des Werkes: „G. Neumarkis von Wählhausen aus Thüringen fortgegangener Wählisch-Posteicher Aufsatz“ (mit bes. ächten Melodien und völliger Wählischen Zusammenstimmung) verlegt bei Georg Gerzenmann in Jena.

Einer kurzen Bemerkung wert halte ich noch, wie Neumark sein Lied verarbeitete. Im „Wählischen Aufsatz“ heißt es: Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Der wird ihm wunderbarlich erhalten . . .

Im „Haus-Archiv“ dagegen, wo es, wie Wäde aus dem Gedächtnis anführt, gibt er ihnen unglücklicherweise, schlichte Form in der sie unglücklich gemacht sind: Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbarlich erhalten . . .

Schach

Aufgabe Nr. 2332
von Dr. G. Dabbe.

(L. Ehrenb. Erziehung in Reg.-Munizipal-Darmer.)



Weiß steht und legt in fünf Zügen mat.
Weiß: K11 Td3 e5 Lc4 e2 Bc1 f4
Schwarz: Kb1 D17 Lh4 Sa1 Ba7 c2 c3 c4 e3 e6 E.

Variete Nr. 2331

gepielt am 22. Mai 1912 im Darmer zu Wägen.
Weiß: Wägen; Schwarz: S. Wägen.
Dreizehngerpielt.

1. e2-e4	6. e7-e5	7. . . .	S16x5
2. g1-f3	8. Dd1-b3	8. Dd1-b3	g7-g6
3. Sd1-f2	9. Sg8-g7	9. Sg8-g7	f7-g8
4. d2-d4	10. Kd7-e6	10. Kd7-e6	h7-h8
5. Sg3-e5	11. Sg6-e4	11. Sg6-e4	h7-h8
Schwarz ist schon in Fortsetzung.	12. Dd3-e4	12. Dd3-e4	h7-h8
336. Kann die Doppelschachmatt mit	13. Kc6-d6	13. Kc6-d6	h7-h8
h5 oder L11-c4 pariert werden? a)	14. Dd3-e4	14. Dd3-e4	h7-h8
schon nicht einzeln.	15. Lc4x5	15. Lc4x5	Dd8-e8
b) . . .	16. Dd3-e4	16. Dd3-e4	Dd8-e8
17. . . .	17. Dd3-e4	17. Dd3-e4	Dd8-e8
18. . . .	18. Dd3-e4	18. Dd3-e4	Dd8-e8
19. . . .	19. Dd3-e4	19. Dd3-e4	Dd8-e8
20. . . .	20. Dd3-e4	20. Dd3-e4	Dd8-e8
21. . . .	21. Dd3-e4	21. Dd3-e4	Dd8-e8
22. . . .	22. Dd3-e4	22. Dd3-e4	Dd8-e8
23. . . .	23. Dd3-e4	23. Dd3-e4	Dd8-e8
24. . . .	24. Dd3-e4	24. Dd3-e4	Dd8-e8
25. . . .	25. Dd3-e4	25. Dd3-e4	Dd8-e8
26. . . .	26. Dd3-e4	26. Dd3-e4	Dd8-e8
27. . . .	27. Dd3-e4	27. Dd3-e4	Dd8-e8
28. . . .	28. Dd3-e4	28. Dd3-e4	Dd8-e8
29. . . .	29. Dd3-e4	29. Dd3-e4	Dd8-e8
30. . . .	30. Dd3-e4	30. Dd3-e4	Dd8-e8
31. . . .	31. Dd3-e4	31. Dd3-e4	Dd8-e8
32. . . .	32. Dd3-e4	32. Dd3-e4	Dd8-e8
33. . . .	33. Dd3-e4	33. Dd3-e4	Dd8-e8
34. . . .	34. Dd3-e4	34. Dd3-e4	Dd8-e8
35. . . .	35. Dd3-e4	35. Dd3-e4	Dd8-e8
36. . . .	36. Dd3-e4	36. Dd3-e4	Dd8-e8
37. . . .	37. Dd3-e4	37. Dd3-e4	Dd8-e8
38. . . .	38. Dd3-e4	38. Dd3-e4	Dd8-e8
39. . . .	39. Dd3-e4	39. Dd3-e4	Dd8-e8
40. . . .	40. Dd3-e4	40. Dd3-e4	Dd8-e8
41. . . .	41. Dd3-e4	41. Dd3-e4	Dd8-e8
42. . . .	42. Dd3-e4	42. Dd3-e4	Dd8-e8
43. . . .	43. Dd3-e4	43. Dd3-e4	Dd8-e8
44. . . .	44. Dd3-e4	44. Dd3-e4	Dd8-e8
45. . . .	45. Dd3-e4	45. Dd3-e4	Dd8-e8
46. . . .	46. Dd3-e4	46. Dd3-e4	Dd8-e8
47. . . .	47. Dd3-e4	47. Dd3-e4	Dd8-e8
48. . . .	48. Dd3-e4	48. Dd3-e4	Dd8-e8
49. . . .	49. Dd3-e4	49. Dd3-e4	Dd8-e8
50. . . .	50. Dd3-e4	50. Dd3-e4	Dd8-e8

Ein Wählischer Reutenstich!

Eine Münchhausenade.

Schachspiel von Max Weiß in Bamberg.

Privatier St. Gelmeier, der in einem Club stets am stärksten in den neuerfindlichen Schachstellungen herumblühte, las mit lauter Stimme aus der jüngst erschienenen Nummer der Schach-Welt die folgende Notiz vor: daß kürzlich in San Francisco zwischen zwei Weibern eine Matz-Partie gespielt worden sei, in welcher auf ein und demselben Brett — sieben weiße in unmittelbarer Reihenfolge vierzehn Steine — sieben weiße und sieben schwarze — so gezogen worden seien.

„Sm,“ lächelte Stadtrat Wädebecker, „es ergeht mir selbst für das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ziemlich unmaßig.“

„Ganz recht!“ fiel auch Reichsanwalt Siebenländer ein, „vierzehn Schachfiguren auf dem gleichen Felde, ist denn so etwas überhaupt noch partiemöglich? Ich befreite es.“

„Natürlich! Sie als Adokat müßten alles bestritten,“ erwiderte hier eine Stimme aus dem Hintergrunde. Sie gehörte keinem anderen als einem beliebigen Baron Münchhausen an, der sich dadurch plötzlich zum Mittelpunkt des ganzen Gesprächs machte. Und in noch kürzeren Worten fuhr er fort: „Zemlich, ich habe einmal mit einem Schachfreunde in China eine regelrechte Partie gespielt, an deren Ende sechsundzwanzig Steine in einem Zuge auf demselben Felde — es war e 5, ich weiß es noch wie heute — gezogen wurden.“

Ein braunes Hälch erob sich ob die er pyramidalen Behauptung, und im ganzen Klub war auch nicht ein einziges Weib, welches an die Möglichkeit dieser „Münchhausenade“ nur einen Augenblick geglaubt hätte. Die verschiedensten Herrn erklärten sich sogar zum Beweise bereit, daß so etwas in einer praktischen Partie überhaupt nicht vorkommen könne.

„Allen Münchhausen siehst du nicht, Gewiß, meine er, eine Weiblichkeit war es ja nicht. Aber es war ein regelrechtes nach den bestehenden Schachregeln geliefertes Partichen, in dem sich dies e 5 Kuriosum ereignete. Da keine Einigung über diese Frage erzielt werden konnte, so wurde zwischen dem Baron und Privatier St. Gelmeier eine Wette auf folgendes Basis abgeschlossen: Wenn von Münchhausen bis zum nächsten Nachmittage eine Partie konstruieren könne, an deren Ende tatsächlich je sechs und zwanzig Schachfiguren auf e 5 in unmittelbarer Reihenfolge möglich seien, so solle er gewonnen haben. Andernfalls sei er verpflichtet, ein Duzend Pfundchen Geld dem allgemeinen Weib zu opfern.“

Wir können hier berichten, daß dem süßen Baron der Bau einer derartigen Partie nicht gelang. Er brachte es leider nur bis zu 25 Schachfiguren, mußte also die Wette verloren geben.

Wie erkaunte er aber, als am Ende des nun folgenden Selbstschachspiels ein stiller Schachmeister — Ernst Wädebecker — tatsächlich einen Weg zeigte, auf dem Münchhausen seine seltsame Wette unbeschränkt hätte gewinnen können.

Wir geben denjenigen hier nicht an, sondern überlassen es unseren jüngsten Leuten, selbst eine „Remis-Partie“ zu konstruieren, welche am Ende ermöglicht, auf e 5 der Reihe noch 26 Steine (13 weiße und 13 schwarze) zu schlagen.

Für die beiden lächerlichen Wettepartien, welche zu diesem Schachmattnum führten, setzen wir zwei Wädebecker, nämlich: 200 Guldentrugaben aus.

Schlusstermin für Einbringung der Lösungen: 1. April.

Literarisches.

Von Georgs „Neuere Schachnachrichten“ — einer Vierteljahrsschrift — ist soeben das zweite, 80 Seiten umfassende Heft (April-Ausgabe) erschienen. Es enthält einige hübsche Vorarbeiten und ist, wie schon im ersten Heft, von der Ausstattung und der Inhalt her, ein vorzügliches, kaum einen gleichzeitigen rivalen. Neben einem vorzüglichen Aufsatz: „Zur Wählischen Partie“ von S. Wädebecker enthält es Beiträge von R. Wädebecker (Der deutsche Schachmeister 1890), Georg Wädebecker (Zur Wählischen Partie 1891), Dr. Georg Wädebecker (Das Schach und die Wädebecker), Wädebecker (Das Schach in der Wählischen Wädebecker) und Dr. G. Wädebecker (Das Schachmeister 1892). Eine reiche Sammlung von Wädebecker'schen Partien aus 49 Originalpartien, unter denen sich vier der Wädebecker'schen Partien befinden, bilden den Schluß. Wir werden demnächst einige Proben davon bringen.

